

# Laudatio auf Christian Schloyer

von Theo Elm

## anlässlich der Verleihung des Förderpreises der »Kulturstiftung Erlangen« am 21. Juni 2009

Hat das Gedicht eine Bedeutung – eine Message? fragt Christian Schloyer – und antwortet sogleich: Nein – denn dann wäre es ja nur Mittel zum Zweck, wäre selbst wertlos, wäre nur Hülse für anderes, Fremdes. Das Gedicht ist, frei nach Kant, zweckmäßig ohne Zweck. Es ist die Unmöglichkeit von Bedeutung, aber: es will doch nicht beliebig sein, unverbindliche Spielerei. Die Vergeblichkeit, beides zu vermitteln, die Selbstbezogenheit des Gedichts und die *Sehnsucht* nach dessen Bedeutung, bilde, so Schloyer, den poetischen Ertrag des Gedichts. (Ist Lyrik ein Erkenntnisinstrument? In: Martina Weber, *Zwischen Handwerk und Inspiration. Lyrik schreiben und veröffentlichen*, München 2008, S. 124-142)

Zugegeben, das klingt abstrakt – und man merkt sogleich: hier spricht ein Poeta doctus, einer, der seine literarischen Erfolge, den höchst renommierten Leonce-und-Lena-Preis und Lyrik-Lesungen vielerorts im In- und Ausland, auch seinem Studium der Philosophie und Literatur in Erlangen verdankt.

Liest man aber die Gedichte in Schloyers 2007 mit viel Rezensentenlob begleiteten Erstling *spiel – ur – meere*, wird das Abstrakte konkret. Der eigenwillige Titel *spiel – ur – meere* deutet an, was Schloyers Lyrik ausmacht. Das Gedicht wird verstanden als Verbindung von Spieluhr und Urmeeren. Das Gedicht sei eine Spieluhr, deren Melodie die vorrationalen Urmeere unseres Bewusstseins erklingen lässt. Das Gedicht sei, wie der Klappentext eröffnet, »der Versuch«, unsere bedeutungsträchtige Sprache zu durchstoßen, »um nach einem Dahinter [...] zu forschen«, einer vorsprachlichen Unschuld, einem »Eden am Urgrund der Sprache«, einem Jenseits unserer versprachlichten, d.h. zweckhaft vorgeformten Vorstellung von Wirklichkeit. Medium dieses Versuchs ist zwar auch die Sprache, aber eine spielerisch gehandhabte Sprache, eine Sprache, die auf irrationale Wirklichkeiten anspielt, auf die zweckfreien Wirklichkeiten der Märchen, Mythen und Kinderlieder, auch auf die Bildwirklichkeiten impressionistischer und expressionistischer Maler. Es ist ein Versuch, mithilfe der Sprache über die Sprache hinweg in eine verschüttete vorrationale Welt zu gelangen, in der es nicht mehr den Widerspruch von Sinnfreiheit und Bedeutungssehnsucht gibt, von Zweckfreiheit und Zweckmäßigkeit. Es ist ein Versuch, der einer alten Spur folgt, einer romantischen Spur, Eichendorffs Spur:

Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt hebt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort.

Das Zauberwort! Schön wärs! Schloyer kehrt immer wieder zur Erkenntnis der Unmöglichkeit des Zauberworts zurück – und zieht seine Spieluhr doch auch immer wieder neu auf. Die Gedichte bewegen sich leicht, grazil, tänzerisch, eben spielerisch – aber sie sind im Gegensatz zu Eichendorff alles andere als eingängig. Weil sie als Zeugnisse der sprachkritischen Moderne (von Mauthner bis Wittgenstein), nicht mehr Eichendorffs unbefangenes Sprachvertrauen besitzen, sondern über die simple Sprachlogik, das naive

Bedeutungs- und Zweckhafte der Sprache, hinwegzukommen versuchen, stecken sie zwar voller Überraschungen – kühnen Assoziationen, leichtfüßigen Gedankensprüngen, paradoxen Bezügen. Aber am Ende muss Schloyer doch bekennen – auf dem Weg zum Urmeer unseres Bewusstseins bleibt sein Sprach-Spiel nur ein stammelndes »krückenspiel«. Es will bedeutungsfrei, vorrational zweckfrei sein und kommt gerade mit diesem Wollen nicht ohne Sehnsucht nach Erkenntnis, nach Bedeutung aus:

wann immer ich  
nicht weiter  
weiß beginne ich  
nicht weiter weiß wann  
immer ich  
mein krückenspiel, wann immer  
ich mein krückenspiel  
beginne – ich nicht weiter weiß –  
bin ich wie weißer  
knochen  
aus arm + Bein gebogen beginne ich  
mein krückenspiel aus rüchgrat ich  
nicht weiter weiß aus rüchgrat  
weich gebogen –  
wann immer ich nicht weiter  
*weich* beginne ich zu  
brechen

Schloyers Lyrik verbindet moderne Sprachskepsis und romantische Märchenlust zu Sprachspielen von Witz und Anmut (Detering). In der aktuellen, einerseits von Geschichte, andererseits von Wissenschaft geprägten Gegenwartslyrik findet er einen eigenen Ton. Der ist, wie ich meine, das je ne sais quoi, das gewisse Etwas, das ihn preiswürdig macht.